

Herausforderung Stadt/ Symposium der Nordkirche

Beitrag von Hanna-Lotte Mikuteit

Ich bin Lokalreporterin. Ich mag es gern, wenn die Dinge konkret sind und fassbar. Wenn es um die Frage geht, wie Kirche und Kirchengemeinden in ihre Umgebung hineinwirken, sie im besten Fall mitgestalten, fällt mir sofort der LutherCampus ein.

Ich erzähle die Geschichte so gern, weil sie in Bahrenfeld spielt. Beim Abendblatt haben wir das System der Stadtteilpaten. Das bedeutet, dass einzelne Redakteure für einen Stadtteil zuständig sind und im Blick behalten, was dort passiert. Bei mir ist es Bahrenfeld. So bin ich auf den LutherCampus aufmerksam geworden. Es ging gar nicht anders. Praktisch jeder, mit dem ich in dem Stadtteil gesprochen habe, hat irgendwann davon erzählt und von seiner Leiterin Bärbel Dauber. Es ist ein offenes Gemeindezentrum mitten in einem Hochhausgebiet in der Nähe der Autobahn, ein sozialer Brennpunkt und die Außenstelle der Lutherkirche. Dort leben viele Migranten, Alleinerziehende, Menschen mit wenig Geld. Anfangs ging es vor allem um die Unterstützung der Familien. Auf dem Gelände ist auch eine Kita. Mit Kirche hatte das nicht so viel zu tun. Mit jedem Jahr sind weitere soziale Angebote dazu gekommen, auch von anderen Anbietern. Das ist noch nicht so besonders. Was mich aber wirklich beeindruckt hat, war ein Besuch im Cafe Käthe, eine Art Kirchencafe. Nur dass es richtig brummt. Wenn es auf hat, findet man kaum einen Platz. Da sitzen Frauen aus Migrantenfamilien, mit denen aus den Einfamilienhäusern von

der anderen Seite Bahrenfelds am Tisch. Bärbel Dauber, die übrigens eine Theologin ist, aber als Sozialarbeiterin arbeitet, hat auch einen kleinen Wochenmarkt auf das Kirchengelände geholt, als der letzte Supermarkt in dem Quartier schloss. Das ist nach meinem Wissen einzigartig in Hamburg. Inzwischen gehen viele Menschen aus unterschiedlichen Gründen auf dem LutherCampus aus und ein. Es ist ein Netzwerk entstanden. Das Engagement für Flüchtlinge in den Containerdorf an der Schnackenburgsallee geht von dort aus und auch der Protest gegen die Umwandlung des Seniorenheims am Lutherpark in ein Flüchtlingsheim.

Die Kirchengemeinde ist ein Kristallisationspunkt im Stadtteil.

So ähnlich wie am Osdorfer Born, wo die Maria-Magdalena-Gemeinde für die Stadtteilentwicklung eine elementare Rolle spielt. Ohne den beharrlichen Einsatz der Gemeinde würde es das neue Bürgerhaus nicht geben. Das ist ja sozusagen ein PCP – ein Public-Clerical-Partnership mit Beteiligung von Kirchenkreis und Bezirk.

Und, das soll auch erwähnt sein, wir sind hier an so einem Ort, auch wenn es keine gemeindliche Initiative ist: Das Ökumenisches Forum hat das Zeug, seine Umgebung in der neuen HafenCity mitzugestalten – als überkonfessioneller Kirchenraum, als Treffpunkt und als Wohn- und Arbeitsort von Kirchenleuten.

Es gibt mehr solcher Beispiele, die alle sehr unterschiedlich sind. Man kann sagen, da ist etwas Gutes auf dem Weg. Das läuft.

Oder sind es doch Einzelfälle? Und was macht die Strahlkraft aus? Um Dinge beurteilen zu können, ist es ja immer ganz gut, sie einzuordnen. In diesem Fall habe ich mir ein paar Kennzahlen besorgt. Danke nochmal an die Pressestelle der Nordkirche. In Hamburg gibt es:

127 Kirchengemeinden mit 171 Kirchen;
etwa 503.000 Hamburger gehören der ev. Kirche an. Das sind knapp 30 Prozent der Bevölkerung.

Immer noch sehr viele. Für die allermeisten gilt aber: Sie wissen, wo der Kirchturm im Stadtteil ist, aber was darunter passiert, bekommen sie nicht mit. Gerade mal 20.000 Hamburger sind in den Gemeinden aktiv.

Da kann man sich schon mal fragen, wie die Kirche in der Öffentlichkeit präsent ist. In den vergangenen Monaten waren es vor allem zwei Themen:

Die Lampedusa-Flüchtlinge in der St. Pauli-Kirche und die Debatte um die Unterstützung für das Volksbegehren für den Rückkauf der Netze

Beides bewegt die Menschen in der Stadt. Es gibt Lob, man hört sogar von einigen Wiedereintritten, und es hagelte auch Kritik. Wenn der Maßstab ist, wie die Kirche in der Stadt präsent ist und diese aktiv mitgestaltet, man kann auch hier feststellen: Die Kirche hat ihre Kräfte mobilisiert und zu Veränderungen in Fragen beigetragen, die ihr Grundverständnis berühren.

Ich finde das gut. Aber: Beides sind Leuchtturm-Projekte, die mit der Lebenswirklichkeit der meisten Menschen in der Stadt, dem Alltag und seinen Notwendigkeiten nur begrenzt zu tun haben.

Kommen wir mal zu dem, was Kirche im Normalfall ausmacht. Für die Vorbereitung dieses Tages habe ich mich durch die Abendblatt-Veröffentlichungen der letzten Monate geklickt zum Thema Kirche in Hamburg. Auch wenn man diese Zeitung nicht für den Nabel der Welt hält oder besser der Stadt, gibt die Berichterstattung einen Überblick darüber, wie Kirche und kirchliche Arbeit in Hamburg wahrgenommen werden.

Die Erkenntnis, wenn man den Kirchentag im Mai 2013 einmal ausklammert. Es geht um:

Kirchenbauten, Stichworte: Renovierung, Abriss, Umnutzung; Missstände oder sogar Skandale innerhalb der Kirche (ganz wichtig war die Aufarbeitung des Ahrensburger Missbrauchsfall);

Gerechtigkeitsfragen, da fragen wir Medien ja immer gern die Bischöfin;

Und nicht zu vergessen: viele Ankündigungen für kirchliche Veranstaltungen, vor allem vor Feiertagen.

Das ist gut und richtig, aber es zeichnet auch das Bild von einer Kirche, die sehr mit sich selbst beschäftigt ist.

Klar, sie mischt sich ein, wenn ein Hospiz gebaut werden soll, und Anwohner klagen – wie vor einigen Monaten in Harburg. Wenn in Dulsberg ein Mittagstisch für Senioren geschlossen

werden soll. Oder wenn es, wie in Horn, Proteste gegen die Umwidmung einer ehemaligen Kirche in eine Moschee gibt. Etwas anders haben wir ja auch nicht erwartet. Aber es ist selten, dass der Impuls aus den Gemeinden kommt – und wenn doch, dann bleibt das im Stillen.

Schade eigentlich. Es stimmt schon, die Kirche hat ein Wächteramt. Sie muss an der Seite der Armen und Leidgeprüften sein, in Tat und Wort. Sie muss die Botschaft Gottes verbreiten. Aber ist so viel Vorhersehbarkeit und Selbstbegrenzung wirklich nötig. Von den Kirchengemeinden könnte mehr ausgehen. Sie haben einen Ausgangspunkt – ihre Kirche -, eine Struktur, meistens sogar finanzielle Mittel. Sie kennen ihren Stadtteil und auch die Probleme, sind über Ehrenamtliche vernetzt.

Da wundere ich mich immer wieder, dass das Potenzial nicht mehr genutzt wird. Noch mehr wundere ich mich allerdings, dass die Kirche nicht viel häufiger ein Ort ist, an dem Menschen beseelt werden. Wo eine andere Dimension angesprochen wird. Hier geht es um die Sinnfrage. Und die kommt nach meiner Wahrnehmung im gemeindlichen Alltag oft zu kurz.

Weil vor lauter Standardprogramm weder Kraft noch Zeit bleibt. Und Pastoren als Manager vom Kita-Wirtschaftsplan bis zur Sonntagspredigt für alles zuständig sind.

Oder, das andere Extrem: Wenn vor lauter Engagement im Dienst der guten Sache, die Kontur verschwimmt. Gerade in einer Zeit abnehmenden Ressourcen kann man sich da schnell

verzetteln. Und dann ist außer Fleißkärtchen fürs Gutmenschentum nichts gewesen. Sinnvolle Dinge tun reicht nicht. Im Benchmark mit Greenpeace und Amnesty kann eine Gemeinde nicht gewinnen.

Insofern weist das Thema dieses Symposiums, die Stadt mitzugestalten, aus meiner Sicht in eine gute Richtung. Aber das darf nicht dazu führen, dass die Kernaufgaben hinten anstehen. Und das ist, Sinn zu stiften. Man könnte auch sagen Glauben. Es gibt ein hohes Bedürfnis in der Gesellschaft nach einer sinngebenden Verortung. Ich glaube, die Kirchengemeinden müssen in diesem Punkt noch präsenter sein oder besser konzentrierter, um ein Kristallisationspunkt zu werden, den die Menschen aufsuchen, weil es sich lohnt. Weil sie etwas finden, was es sonst nicht gibt.

Der Weg dahin führt raus aus der kirchlichen Komfortzone. In der Luthergemeinde in Bahrenfeld ist der Funke übergesprungen. Was jetzt kommt, ist ein bisschen pathetisch, aber es ist wirklich so. Auf dem Gelände steht seit einiger auch eine gläserne Kapelle. Also eigentlich ist es ein Gewächshaus, das auch als Veranstaltungsraum genutzt werden soll. Gerade wird der Altar eingebaut, am Gründonnerstag findet der erste Gottesdienst statt. Und ein Gospelchor wird gerade gegründet: Weil es bei all den Problemen, mit denen die Gemeinde zu tun hat, ja auch mal was für die Seele geben muss.